

Titti Marrone,

Schriftstellerin und Journalistin, ist in Neapel geboren und lebt dort. Sie unterrichtet Geschichte und Techniken des Journalismus an der Università Suor Orsola Benincasa in Neapel, war langjährige Chefredakteurin des Kulturressorts der Zeitung *Il Mattino* und Mitbegründerin der unabhängigen Buchhandlung *IoCiSto*. Sie hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, zuletzt *Controluce* mit Gustaw Herling und *Se solo il mio cuore fosse pietra* (beide 2022).

Klaudia Ruschkowski,

1959 in Dortmund geboren, ist Autorin, Dramaturgin, Herausgeberin und literarische Übersetzerin aus dem Englischen und Italienischen. Sie konzipiert Literatur-, Kunst- und Kulturprojekte. Sie lebt in Volterra und Berlin. 2021 erschien im S. Marix Verlag ihr Roman *Rot, sagte er*.

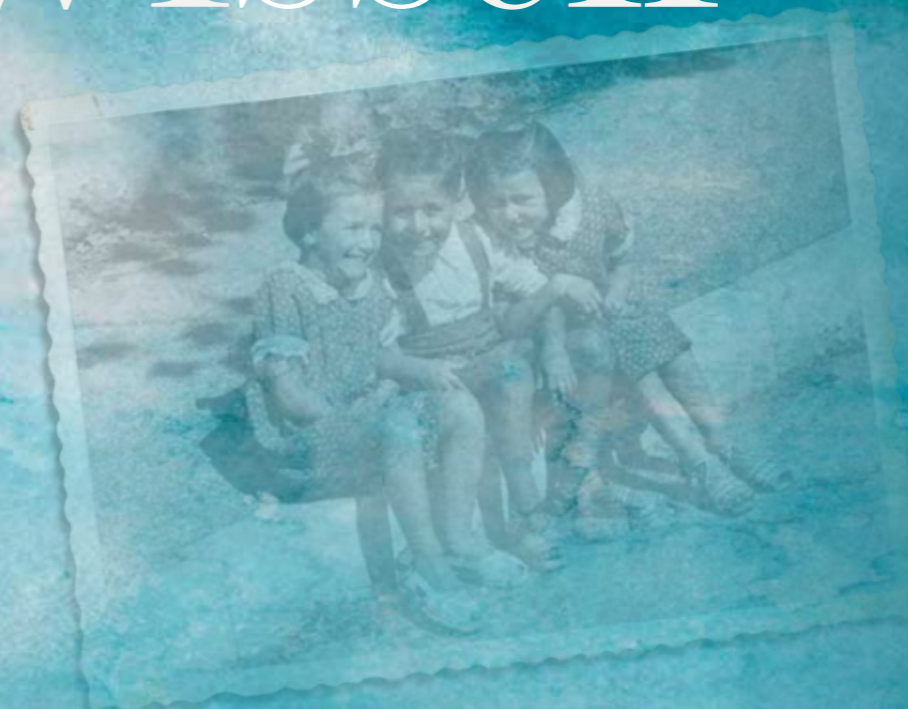
Die Kinder vom Bullenhuser Damm

Titti Marrone rekonstruiert die Geschichte der Schwestern Tatiana und Andra Bucci und ihres Cousins Sergio De Simone. Im April 1944, sie sind vier und sechs Jahre alt, werden sie mit ihren Müttern nach Auschwitz deportiert und dort von ihnen getrennt. Als der SS-Arzt Heißmeyer für seine Experimente mit Tuberkuloseerregern jüdische Kinder »anfordert«, greifen die Nazis zu einem grausamen Trick: Wer zu seiner Mutter zurückwill, soll aus der Reihe treten. Die Schwestern bleiben stehen, doch Sergio tritt vor: Er wird mit neunzehn anderen Kindern in das Hamburger KZ Neuengamme deportiert und nach unsäglichem Leid am 20. April 1945 mit ihnen in der Schule am Bullenhuser Damm ermordet.

Die Schwestern zählen zu den wenigen Kindern, die Auschwitz überleben. Sie werden als »displaced children« im englischen Lingfield betreut, während ihre Eltern von Neapel aus nach ihnen suchen. Nach zweieinhalb Jahren kehren sie nach Hause zurück. Wider besseren Wissens gibt Sergios Mutter Gisella die Hoffnung nicht auf, dass auch ihr Kind noch lebt.

Titti Marrone
Besser nichts wissen

Titti Marrone Besser nichts wissen



Besser nichts wissen: Es ist diese Haltung, die Verbrechen ermöglicht. Diese Haltung führte zum Wegsehen bei Verleumdung, Deportation und Ermordung jüdischer Mitbürger durch die Nationalsozialisten. Diese Haltung sorgte dafür, dass Mörder wie der SS-Arzt Kurt Heißmeyer und der Leiter des Konzentrationslagers Neuengamme, Arnold Strippel, nach dem Krieg zunächst unbehelligt blieben. Diese Haltung behindert jede Aufarbeitung und legt den Grund zur Wiederholung von Verbrechen.

Nicht wissen wollen kann in manchen Fällen jedoch auch eine Überlebensstrategie sein: die der Kinder Andra und Tatiana, keine Fragen zu stellen, um Auschwitz zu überleben; die der Mutter des am Bullenhuser Damm ermordeten Sergio De Simone, wider besseren Wissens am Glauben festzuhalten, dass ihr Kind noch lebt, um selbst weiterzuleben.

In diesem bewegenden Buch kommen die Überlebenden zu Wort. Sie lassen uns ihre Geschichte wissen, um uns zum Hinsehen zu bewegen.

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

www.verlagshaus-roemerweg.de

€ 20,00 (D)
€ 20,60 (A)

ISBN 978-3-7374-1214-8



Titti Marrone
BESSER NICHTS WISSEN

Titti Marrone

Besser nichts wissen

Aus dem Italienischen
von Klaudia Ruschkowski

Questo libro è stato tradotto grazie a un contributo
per la traduzione assegnato dal Ministero degli Affari Esteri
e della Cooperazione Internazionale italiano.

Dieses Buch wurde dank eines Übersetzungszuschusses
des Italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten
und Internationale Kooperation übersetzt.

Inhalt

I – Rom und Neapel	9
Eine lang ersehnte Heimkehr	
II – Fiume	27
Nirgendwo in Sicherheit	
III – Triest	41
Deportation ins KZ Risiera di San Sabba	
IV – Auschwitz	49
Überleben in der Hölle	
V – Prag	65
Ein Jahr im Schwebezustand	
VI – Lingfield	75
Rückkehr in die Kindheit	
VII – Hamburg	103
Die zwanzig ermordeten Kinder vom Bullenhuser Damm	
VIII – Hamburg	121
Menschenversuche im KZ Neuengamme	
IX – Neapel und Hamburg	139
Gemeinsam gegen das Vergessen	
Wie Sergio wieder ein Gesicht bekam	153
Nachwort von Günther Schwarberg	
Bibliographische Hinweise und Dank	157

Für Gustaw Herling

I

Rom und Neapel – Eine lang ersehnte Heimkehr

Als die beiden Mädchen aus dem Zug stiegen und ihrer Mutter gegenüberstanden, war es, als sähen sie sie zum ersten Mal. Für einen Augenblick schauten sich Mutter und Töchter schweigend an. Sie fanden einander fremd und fern.

Die Mutter hatte die beiden erwartet, war mit raschen, nervösen Schritten den Bahnsteig auf und ab gegangen, fröstelnd an dem Dezembermorgen, der den Bahnhof Termini mit einer schneidend gläsernen Helligkeit durchflutete. Zwei Stunden lang hatte die Mutter angespannt auf jedes Geräusch gelauscht. Sie hatte sich bemüht, die Worte des Kommunalbeamten und der Damen der jüdischen Gemeinde, die ihn begleiteten, nicht zu nah an sich herankommen zu lassen, so als wollte sie verhindern, dass sie sich störend in ihre innersten Gedanken mischten, die schwer beherrschbar durcheinanderströmten. Doch als der Eilzug aus London endlich eingetroffen und zum Stehen gekommen war, hatte sich die Mutter im Fieber der Erwartung verloren. Sie wurde von einem Taumel aus Angst ergriffen, der sie den Moment verpassen ließ, in dem Liliana und Andra an der Tür des Waggons auftauchten.

Es war nur ein Augenblick. Dann erklang die Stimme der jungen, hochgewachsenen Engländerin im Tweedmantel, mit dem grünen Filzhut: »Sind Sie Mrs. Bucci?« Erst jetzt erblickte Mira Bucci ihre Töchter, die mittlerweile aus dem Zug gestiegen waren und ihr an der Hand von Miss Lauer entgegenkamen. Rings um sie verschwand alles: die freudigen Stimmen der Begleiterinnen, die höfliche Zuvorkommenheit des Kommunalbeamten, der dem

Fahrer einen Wink gab, mit dem Auto, das die Gemeinde zur Verfügung gestellt hatte, vorzufahren. Die Mutter stellte fast erstaunt fest, wie gut die Mädchen aussahen. Durch die Tränen hindurch, die über ihre Wangen flossen, nahm sie wahr, dass beide fast gleich groß waren, was sie eher wie Zwillinge erscheinen ließ, nicht wie Schwestern, die eine neun, die andere sieben Jahre alt. Ihr Verstand registrierte die Details ihrer Kleidung: blaue, zweireihig geknöpfte, hübsch geschnittene Mäntel, helle Wollmützen, passende Handschuhe, kleine Umhängetaschen. Sie fragte sich, wer diese Kleidung wohl ausgesucht, wer beide gekämmt und angezogen hatte? Dann erkannte sie ihre Gesichter: rund das von Liliana, der älteren, mit den leuchtenden, von tiefschwarzen Brauen betonten Augen; hell und versonnen das von Andra, mit einem leichten Zittern um die vollen Lippen. Sie streckte die Hand zu einer Liebkosung aus, hielt aber mitten in der Bewegung wie versteinert inne, als sie bemerkte, wie die Mädchen zurückwichen und sich an Miss Lauer klammerten. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihre Brust. Sie bemühte sich dennoch um ein Lächeln. Es war Mira Buccis erstes Lächeln für ihre Töchter, die Auschwitz überlebt hatten, und die sie zweieinhalb Jahre nach ihrer letzten Begegnung wiedergefunden hatte.

Keine italienische Zeitung berichtete von Liliana und Andra Buccis Rückkehr nach Rom. Nur die *Sunday Empire News*, ein englischsprachiges Blatt für die in Triest stationierten Alliierten, widmete dem Ereignis am 8. Dezember 1946 einen Artikel mit der Überschrift *Sisters for Rome and Home*, gleich auf der Titelseite. Ein Foto zeigte die Mädchen bei ihrer Ankunft im Londoner Bahnhof Victoria Station, von wo aus sie den Zug nach Italien nehmen sollten. Liliana und Andra lachen in die Kamera, als wollten sie einem erwachsenen Blick einen Gefallen tun. Jede von ihnen hält eine Puppe im Arm. Nichts an ihrem Aussehen vermittelt auch nur die geringste Vorstellung

von dem Grauen, das sie überlebt hatten. Der Artikel resümierte dieses Grauen in einem vorsichtigen Überblick, darauf bedacht, den »glücklichen Ausgang« zu betonen. Der Beitrag wimmelte von Ungenauigkeiten, angefangen beim Namen einer der beiden Schwestern:

Zwei Mädchen haben gestern London verlassen, um nach Rom zu ihren Eltern zurückzukehren, die sie für tot hielten. Anfang letzten Jahres wurden Allesandra und Liliana, sechs und acht Jahre alt, völlig verängstigt und halb verhungert aufgegriffen, als sie über die vom Krieg verwüsteten tschechoslowakischen Felder irrten. Sie waren verwirrt von dem, was sie durchgemacht hatten, und konnten nur sagen, dass sie Schwestern sind. Auf ihre schwächlichen Ärmchen waren die Nummern tätowiert, die ihre Internierung im furchtbaren Konzentrationslager Auschwitz verrieten. Da nichts über ihren Geburtsort oder über die Identität ihrer Eltern herauszufinden war, wurden sie von den Mitgliedern der Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen UNRRA in ein Waisenhaus in der Nähe von Prag gebracht. Dort erhielten sie ausreichende Mahlzeiten – die ersten, an die sich die kleine Allesandra erinnern konnte – und warme Kleidung anstelle der schmutzigen Fetzen, in die sie gehüllt waren.

Im März dieses Jahres kamen die Mädchen nach Lingfield in der Grafschaft Surrey, zum Weir Courteney Hostel, dem Landhaus von Sir Benjamin Drage. Dort begann für sie eine Zeit des Glücks, die sie nie und nimmer erwartet hätten.

Einige Adoptivmütter lehrten sie bereits vergessene Beschäftigungen wie Spielen und Lernen und schenkten ihnen die lang vermisste Liebe. Sir Benjamin wurde zu einem gütigen Onkel, auf dessen Besuche sie am Wochenende ungeduldig warteten.

Während die Mädchen in Lingfield spielten, versuchte das Jewish Refugees Committee in London, unterstützt vom Internationalen Roten Kreuz, mithilfe der tätowierten Nummern Spuren ihrer Vergangenheit ausfindig zu machen.

Die Nachforschungen führten zu positiven und überraschenden Ergebnissen. Aus Neapel traf die Nachricht von Giovanni Bucci ein: »Das sind meine Töchter. Aber sie sind katholisch, nicht jüdisch.«

Das Komitee erfuhr dadurch von einer ungewöhnlichen Geschichte. Bei Kriegsausbruch war Giovanni Bucci, ein Angehöriger der italienischen Handelsmarine, als Kriegsgefangener in Kapstadt interniert worden.

Kurz darauf wurde seine Frau von einem böswilligen Nachbarn in Neapel als engländerfreundlich denunziert. Mit ihren beiden Mädchen brachte man sie nach Auschwitz. Bevor man sie trennte, prägte sie sich die Nummern ein, die ihnen die Nazis auf die Ärmchen tätowiert hatten. In den folgenden schrecklichen Jahren sagte sie sich diese Nummern immer und immer wieder vor. »Eines Tages«, daran glaubte sie fest, »werden sie mir helfen, meine Mädchen wiederzubekommen.«

Jetzt sind ihre Gebete erhört worden. Diese Woche machte sich das Ehepaar Bucci auf den Weg von Neapel nach Rom, um den glücklichsten Tag in ihrem Leben zu begehen. Denn gemeinsam mit Ilse Haigh vom Jewish Refugees Committee warten sie in der Ewigen Stadt auf das Eintreffen von Alessandra und Liliana.

Alessandra Bucci, genannt Andra, ist heute [2002] eine Dame um die sechzig, groß und schlank, mit kurzen, grauen Haaren und einem gewinnenden Lächeln. Sie empfängt mich in ihrer Wohnung in Padua. Nach dem Tod ihres Mannes verbringt sie dort einen Teil des Jahres allein. In der übrigen Zeit lebt sie bei

ihren Töchtern in den Vereinigten Staaten oder in Brüssel, bei ihrer Schwester Liliana, die von der Familie Tatiana genannt wird, ihr zweiter Taufname.

Die beiden Schwestern hängen nach wie vor sehr aneinander. Sind sie nicht zusammen, dann vergeht kein Tag, an dem sie nicht zumindest kurz telefonieren. Andra ließ mich wissen, dass Tatiana nach Padua kommen würde. Ich habe mich von Neapel aus auf den Weg gemacht, um sie beide dort zu treffen. Jetzt sitzen sie mir auf dem Sofa gegenüber.

Wie oft haben die beiden schon ihre Geschichte erzählt, doch immer, das verraten sie mir, bedeutet die Erinnerung eine physische Anstrengung. »Jede von uns hat ihre Zeugenaussage beim Centro di Documentazione Ebraica Contemporanea, dem Dokumentationszentrum jüdischer Zeitgeschichte in Mailand hinterlegt«, berichtet Andra, »und auch wenn ich zum Zeitpunkt unserer Internierung erst vier Jahre alt war, Tatiana schon sechs, sind meine Erinnerungen aber streckenweise fast genauer als die meiner Schwester.«

Um sich den Erinnerungen zu überlassen, schließt Andra Bucci hin und wieder die Augen, kauert sich auf dem Sofa zusammen und fährt sich mit der Hand durchs Haar. Sie beginnt mit dem Tag im Jahr 1946 in Lingfield, an dem Alice Goldberger, die Leiterin des Weir Courteney Hostel, sie und ihre Schwester zu sich rief. Was sie den beiden Mädchen zu zeigen hatte, könnte entscheidenden Einfluss auf deren weiteres Leben haben. Alice war sich dessen bewusst. Mit diesem Bewusstsein hatte sie den Umschlag, der per Post aus Neapel gekommen war, eine Weile hin und her gewendet. »Wir müssen vorsichtig sein«, hatte sie zu Leonard Montefiore vom Jewish Refugees Committee gesagt, der zusammen mit ihr für die elternlosen Kinder verantwortlich war, die in Lingfield ein vorübergehendes Zuhause gefunden hatten. Nicht zum ersten Mal versuchten verzweifelte Menschen sich als die Eltern einiger von ihnen auszugeben, ohne es zu sein.

Jedes Mal, wenn eine Anfrage einging und Beweise für eine verwandtschaftliche Beziehung vorgelegt wurden, musste alles wieder und wieder kontrolliert werden. Auch die Erinnerungen der Kinder waren schattenhaft und wenig zuverlässig. Erst nach genauer Überprüfung hatte Alice beschlossen, Tatiana und Andra das Foto zu zeigen, das über ihr weiteres Leben entscheiden sollte.

»Es war ein Hochzeitsfoto unserer Eltern. Genau das, was Mamma uns jeden Abend, seit die Engländer Papà gefangen-genommen hatten, vor dem Zubettgehen gezeigt hat, damit wir es küssen und ihm einen Gruß schicken. Wir kannten es gut. Es war richtig, genau dieses Foto zu schicken, in der Hoffnung, dass jemand es uns zeigen würde. Wir würden es wiedererkennen. Wir sagten sofort: »Das ist Mamma, das ist Papà.« Wir brauchten uns nicht zu beraten, wir haben keinen einzigen Moment lang gezögert. Für Alice und Leonard war klar, dass wir unsere Eltern wirklich wiedererkannt hatten.«

Tatiana gelingt es, sich an ihr Befremden zu erinnern, als Alice ihnen das Foto zeigte: »Ich war bestürzt, weil ich seit einer ganzen Zeit nicht mehr an Mamma gedacht hatte. Ich war sicher, dass sie nicht mehr lebte. Am Anfang in Auschwitz war sie jeden Tag zu uns gekommen, ich glaube, dass sie damit auch ein Risiko einging. Ihre Baracke war aber nicht so weit von unserer entfernt. Sie brachte uns ein Stück Brot, sie wiederholte unsere Namen, wir durften sie nicht vergessen. Ich weiß nicht, warum, aber sie nannte mich immer Liliana, obwohl ich schon damals bei allen Tatiana hieß. Ich fand sie seltsam, so abgemagert, in dem gestreiften Kittel, das Gesicht ganz bleich und ohne ihre schönen, langen Haare. Sie war für mich auf einmal sehr hässlich geworden, das machte mir auch ein wenig Angst. Plötzlich haben wir sie nicht mehr gesehen, und in meinem Inneren war ich überzeugt, dass sie tot und in einem dieser Haufen von Knochen gelandet war, die überall im Lager verstreut lagen. Als sie uns damals in Lingfield das Foto zeigten und uns sagten,

dass Mamma und Papà am Leben waren, dass wir bald wieder bei ihnen wären, konnte ich nicht glauben, dass das stimmte. Und auch nicht, dass wir Lingfield verlassen sollten.«

Tatiana Buccis Stimme wird leiser. Während ihre Erzählung sie in die Zukunft voran treibt, zur Rückkehr nach Italien, hält ihre Erinnerung sie noch in Lingfield, bei den Kinderspielen, den ersten, an die sie sich erinnern kann. Die Erinnerung scheint sie dorthin zurückzuziehen. Sie räuspert sich und fährt fort: »Vor unserer Abreise organisierten Alice und die anderen ein wunderbares Fest für uns. Wir waren sehr glücklich, wir standen im Zentrum der Aufmerksamkeit, auch wenn wir nicht genau wussten, warum. Viele Jahre später haben wir erfahren, dass die anderen Kinder sehr gelitten haben, weil wir gegangen sind. Aus Neid oder Eifersucht, ich weiß es nicht. Wir wurden von Miss Edith Lauer begleitet, sie kam aus Theresienstadt. Zusammen mit ihrem Mann Giorgio arbeitete sie als Fürsorgerin in Lingfield. Wir verbrachten eine Nacht in London und schifften uns am nächsten Tag in Dover ein. In Calais nahmen wir den Schlafwagen, das fanden wir unglaublich luxuriös. Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Reise sehr lange dauerte, bestimmt ein paar Tage. An einem Dezembermorgen, das genaue Datum weiß ich nicht mehr, kamen wir in Rom an, am Bahnhof Termini. Dort warteten sehr viele Menschen auf uns, ein Auto stand direkt am Gleis, und Mamma war auch da. Aber für uns war die weinende Frau eine Fremde.

Sicher, wir haben sie schon erkannt. Sie hatte Ähnlichkeit mit der schönen Braut in dem eleganten Kostüm mit dem kleinen Schleier über den Augen, die wir jeden Abend auf dem Foto gesehen hatten, neben Papà. Aber eine Sache war, sie auf dem Foto zu sehen; eine andere, zu wissen, dass wir jetzt mit ihr gehen und mit ihr leben sollten. Nach zweieinhalb Jahren, die für uns endlos gewesen waren. Der Abschied von Miss Lauer wurde für mich und für Andra zu einer sehr schmerzhaften Erfahrung.«

»Es hieß nichts anderes«, fällt Andra ihrer Schwester ins Wort, »als unser Gleichgewicht von Neuem zu zerstören. Es war, als würde ein Teil von uns amputiert, und es war auch schmerzlich für Miss Lauer. Wir haben sehr geweint. Für unsere Mutter war es sicher nicht leicht, diesen Ausbruch an Kummer hinzunehmen.

Wir hatten das Italienische völlig vergessen, konnten uns aber dafür auf Deutsch, Tschechisch und Englisch verständigen. Mit unserer Mutter haben wir Deutsch gesprochen, die Sprache, die wir in Auschwitz notgedrungen gesprochen haben, mit unserem Vater Englisch, das hatten wir in Lingfield gelernt. Und unsere geheime Sprache, die niemand außer uns verstand, war Tschechisch.«

Um Mira Bucci und ihre wiedergefundenen Mädchen bauten die römischen Juden einen schützenden Wall und schufen ein Netz der Hoffnung. Dies half der Mutter in der anfänglichen Benommenheit gewiss, mit den Schwierigkeiten eines Wiedersehens, das so anders verlief, als sie es sich tausendmal ausgemalt hatte, umzugehen. Sie war bestürzt über die Weigerung ihrer Töchter, sie zu umarmen. Dennoch hat Mira Bucci ihnen nie einen Vorwurf gemacht. Am Tag der Ankunft der beiden vertraute sie sich Giuditta Di Veroli an, einer römischen Jüdin und Überlebenden von Auschwitz, die sie und die Mädchen während der ersten Tage in Rom in ihrer Wohnung neben dem Portikus der Octavia beherbergte. Mira schloss sich mit Giuditta ein und erzählte von ihren Ängsten, sich als unzulänglich zu erweisen, von der Niedergeschlagenheit, die sie angesichts des dringenden Gebotes überkam, nach so langer Zeit wieder eine Struktur aus Liebe, Gegenseitigkeit und Alltag zu schaffen.

Inzwischen wurde es bei Giuditta Di Veroli lebendig, das Haus füllte sich mit Besuchern: Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die kamen, da sie von Tatianas und Andras Rückkehr erfahren hatten. Sie brachten Fotos ihrer Kinder mit, die in den Lagern

verschollen waren, von denen sie keine Nachricht hatten. Sie zeigten sie den Schwestern und hofften, sie sagen zu hören: Ja, diese Kinder könnten noch am Leben sein. Die beiden Mädchen auf dem Sofa im großen Wohnzimmer wurden zum Zentrum für all die banger Fragen, zu Hüterinnen all der Hoffnungen – eine Last, die viel zu groß und schwer war für ihr Alter. Andra erinnert sich an das Unbehagen, das die Bitten, die Kinder auf den Fotos wiederzuerkennen, in ihr auslösten: »Sie drückten uns alle diese Fotos in die Hand, und wir wussten nicht, warum. Wir betrachteten sie, aber wir hatten das Gefühl, niemanden zu erkennen. Wir waren klein, wahrscheinlich auch verängstigt, wir wollten nicht dort sein, wo wir waren, und vielleicht waren wir aus Verunsicherung auch gereizt. Aber wir spürten, dass sich alle etwas von uns erhofften. Instinktiv fiel es uns schwer, diese Hoffnungen mit einem Nein zu enttäuschen, oder sie mit einem Ja zu schüren. Damit die anderen uns nicht verstehen konnten, tuschelten wir auf Tschechisch miteinander. Wir berieten uns zu jedem Foto, das man uns zeigte. Auf manche warfen wir aber auch nur einen flüchtigen Blick und überlegten sofort: »Sagen wir ja oder nein?« Wenn uns jemand direkt fragte, ob wir das Kind auf dem Foto gesehen hatten, antworteten wir »vielleicht«, oder »kann sein«, oder »wir glauben, ja«. Wir waren sieben und neun Jahre alt, wir fühlten uns von all den Leuten unter Druck gesetzt und ganz konfus.«

Am Abend des ersten aufreibenden Tages mit ihren Töchtern brachte Mira sie in dem für sie vorbereiteten Zimmer zu Bett und betrachtete sie lange, nachdem sie eingeschlafen waren. Sie wiederholte sich das, was ihr Giuditta gesagt hatte: Man brauche nur zu warten. Die Zeit würde den zertrennten Faden wieder zusammenknöten. Das, was von der Familie geblieben war, würde dabei helfen. Und sobald er aus Südafrika zurück wäre und sie in Triest erwartete, würde auch ihr Mann allen dreien Kraft und Mut geben. Außerdem konnte Mira auf ihre Schwester

Gisella zählen, die wie sie selbst aus Auschwitz zurückgekommen war. Man hatte sie zusammen mit ihrem Sohn Sergio deportiert. Von Sergio fehlte jedoch noch jede Spur. Sie würden jetzt ein paar Tage in Rom bleiben und dann nach Neapel zu Gisella fahren. Sie hatte gerade ihr zweites Kind bekommen, Mariolino.

Um die Schwester und ihre beiden Mädchen zu beherbergen, hatte Gisella De Simone das schönste Zimmer ihrer Wohnung in der Via Morghen hergerichtet, ihr Eheschlafzimmer, von dessen Fenstern aus man in die Baumwipfel blickte. Der kleine Weidenkorb, in dem Mariolino schlief, stand nun in der Wohnküche. Der ganze Morgen war mit Aufräumen, Putzen und dem Beziehen des großen Betts für ihre drei Gäste vergangen. »Mira wird bei den Mädchen schlafen wollen und die beiden bei ihr«, hatte sie gedacht. Sie würde sich mit Eduardo, ihrem Mann, und mit Mariolino für eine Zeit in der Küche einrichten, um es den dreien so bequem wie möglich zu machen.

Mit diesem Gedanken hatte sie den großen, dunklen Schrank geöffnet. Die Liste der Wäschestücke, die dort gestapelt lagen, war innen an der Tür befestigt. Und wie immer verspürte sie ein Gefühl des Trostes, als sie den frischen Duft der zwischen Tischdecken, Laken, Handtüchern und Bettbezügen verborgenen Lavendelsäckchen einsog. Sie hatte die Wäsche mit Sorgfalt ausgewählt, strich mit den Händen über die Rücken der perfekt gebügelten Stücke ihrer Aussteuer, alles blendend weiß und von hellblauen Bändern zusammengehalten. Bewegung, aktiv sein, mit den Händen arbeiten, um die Last, die ihren Verstand erdrückte, zu erleichtern: Für sie das beste Mittel gegen die Gedanken, die verrücktspielten, die einzige Möglichkeit, um die Furcht vor dem bevorstehenden Treffen im Zaum zu halten. Nur so war es Gisella während der letzten Tage gelungen, ihr inneres Seil, auf dem sie die schwierige Kunst der neuen Schritte erprobt hatte, die unumgänglich sind, damit das Leben

weitergeht, gespannt zu halten. Sie hatte sich geschworen, dass sie durch die Tage und die Monate kommen würde wie eine Seiltänzerin, Schritt für Schritt über die Gefahren und die bösen Vorahnungen hinweg, bis zu dem Moment, der ihr endlich ihren Sohn Sergio wiederbringen würde.

Ihr Seil, das sie über das feindliche Leben gespannt hatte, war an einem bestimmten Tag aus dem Knäuel der Verzweiflung gerollt: Das war in Auschwitz gewesen, als man ihr, Mira und all den anderen Müttern verboten hatte, am Abend zur Baracke der Kinder hinüberzugehen. Gisella hatte sich damals auf der Holzplanke, die sie mit zwei anderen Frauen teilte, zusammengekauert und ihre Angst in ein stilles, tränenloses Weinen gesperrt, erstickt hinter den Händen, mit denen sie die ganze Nacht lang ihr Gesicht verbarg. Im Morgengrauen des nächsten Tags, noch vor dem Morgenappell, hatte sie durch die kaputten, schmutzigen Scheiben der Baracke Mira vorübergehen sehen, war aber zu nichts anderem in der Lage gewesen, als ihr einen Blick zuzuwerfen, den ihre Schwester düster erwiderte. In einem stummen Dialog der Augen hatten sie für einen Moment die Qual geteilt, selbst auf die flüchtigen abendlichen Begegnungen verzichten und sich durch den Tunnel der nicht enden wollenden Tage kämpfen zu müssen. Die Zeit war dadurch noch schwerer geworden. Und sie begann, die herzerreißenden Besuche bei den Kindern auszuradieren. Nie wieder zu ihnen gehen, sie nie wieder berühren zu können. Auch wenn die gehässigen, harten Blockwartinnen den Kindern jedes Mal gesagt hatten: »Seht euch an, wie hässlich und verlaust sie sind, haltet euch von diesen Frauen fern.«

Bei ihren verzweifelten Begegnungen mit Sergio in Auschwitz hatte Gisella immer nach Worten gesucht, um ihren Sechsjährigen zu trösten. Seit seiner Geburt hatte er in einer Symbiose mit ihr gelebt, ob in Neapel oder bei der Großmutter Farberow in Fiume, wohin sie im Juli 1943 gezogen waren. Als Sergio zur

Welt kam, hatte Gisella ihre Arbeit als Modistin aufgegeben, um ganz für das Kind da zu sein. Und die Bindung zwischen beiden wurde noch enger, nachdem Eduardo zur Marine eingezogen worden war. Und schließlich durch den Umzug nach Fiume.

Die endlosen Tage in Auschwitz hatten für Gisella vor allem den bitteren Geschmack der Trennung von Sergio. Anfangs gab es zumindest noch den allabendlichen Gruß vor der Kinderbaracke. Sergio, der seine Arme ausstreckte, um von den ihren umschlungen zu werden, voll Sehnsucht nach der verbotenen Wärme. Gisella tröstete ihn allein durch ihre Gegenwart. Sie würden bald zusammen nach Hause gehen, das sagte sie ihm immer wieder. Beim Abschied konnte sie die Augen nicht von Sergio lösen. Seine Schönheit erfüllte sie mit Erleichterung, sie dachte, niemand könnte einem so hübschen Kind je etwas Böses tun. Dabei hörte sie neben sich die entschiedene Stimme ihrer Schwester Mira, die den Mädchen ihre Namen vorsprach. Abend für Abend wiederholte sie: »Vergesst es nie: Du bist Liliana Bucci, du bist Andra Bucci, du bist sechs und du bist vier Jahre alt.« In Italienisch, ihrer Muttersprache, die die beiden mit der Zeit immer weniger erinnern konnten.

Bewegung, aktiv sein, mit den Händen arbeiten, um die Last, die ihren Verstand erdrückte, zu erleichtern: Genauso machte es Gisella jetzt, in Erwartung ihrer Gäste, als bediente sie sich der Instrumente einer im Lager gelernten Überlebensstrategie. Seit sie ihren Sohn dort nicht mehr sehen durfte und nichts mehr über ihn erfuhr, hatte sie sich verausgabt, indem sie noch mehr arbeitete, als von ihr verlangt wurde.

Gisellas Glück in Auschwitz war diese Arbeit gewesen, vor Kälte geschützt, in einer der dreißig Baracken von Block 7, den die polnischen Gefangenen »Kanada« getauft hatten. Jenes ferne Land, Ziel der Emigration vieler ihrer Landsleute, rührte an eine Vorstellung legendären Reichtums. »Kanada« war der Ort, an den alle Internierten, die gezwungen waren, sich im Schlamm

abzumühen, neidvoll dachten. Er war grauenhaft und herrlich zugleich. Dort stapelten sich Berge von Kleidung und Objekten aller Art, die man den Neuankömmlingen entrissen hatte. Während des gesamten Bestehens von Auschwitz waren diese Baracken Gegenstand kontinuierlicher Razzien durch die SS-Leute gewesen, die im Verstoß gegen die Regeln des Lagers alles mitnahmen, was sie nur konnten. Denn dort gab es alles: Gobelins, die feinste Wäsche, Kognak, Stoffe und Schmuckstücke.

Am 23. Januar 1945, kurz bevor die Russen eintrafen, war es der SS gelungen, vierundzwanzig der dreißig Baracken in Brand zu stecken. Doch zwischen den rauchenden Ruinen entdeckten die sprachlosen Befreier noch immer eine unvorstellbare Zahl von Dingen, die man den Internierten gestohlen hatte: 368 820 Männeranzüge, 836 255 Frauenkleider und -mäntel, 38 000 Paar Männerschuhe, 13 964 Teppiche, Berge von Kinderkleidern, Zahnbürsten, falschen Zähnen, Töpfen und Kasserollen. In der Gerberei stapelte sich die makabre Beute von sieben Tonnen Haaren.

In »Kanada« hatte sich an einem Tag, von dem Gisella am Ende nicht zu sagen wusste, ob es ein Glückstag hätte werden können oder nicht, etwas Seltsames ereignet: Während sie eine Tasche durchwühlte, war sie auf etwas Kaltes, Hartes gestoßen. Die Aufseherin schaute gerade woanders hin, als Gisella es hervorzog: ein großer Diamant, der sofort zu leuchten begann, mit einem weißen, verräterischen Schein. Gisella versteckte ihn in der Tasche ihres gestreiften Kittels und arbeitete immer eiliger weiter. Eine feurige Hitze durchzog sie, als wollte der Stein sie verbrennen, verletzen oder zum Aufschrei treiben, um sich selbst zu bezichtigen, um entdeckt zu werden. Am Abend gelang es ihr, Mira zu treffen und ihr den Stein in die Hand gleiten zu lassen. »Nimm du ihn«, flüsterte sie ihr zu. Mira versteckte ihn in dem kleinen Brotbeutel, den sie immer an ihrem Körper trug, zusammen mit ihrem anderen Schatz, einem Paar

Leinenunterhosen. Wenn es ihr gelang, sie zu waschen, band sie sich das nasse Wäschestück um die Taille. Nie hätte sie es aus den Augen gelassen. Aber in einer Nacht hatte Mira vielleicht zu tief geschlafen: Als sie am nächsten Morgen erwachte, war der Beutel nicht mehr da. Verschwunden, gestohlen, mitsamt seinem kostbaren Inhalt. Noch viele Jahre später erinnerte sich Mira an jenes Erwachen, ja selbst an den Geschmack der Tränen. Aber in ihrer Erinnerung schmerzte sie der Verlust des kostbaren Brotes mehr als der des Diamanten.

Und wieder Mäntel, Unterröcke, Röcke, Pullover, Hosen, die Tag für Tag durch Gisellas Hände gingen. Sie musste sie durchsuchen, ihre Qualität abschätzen, das Futter auftrennen auf der Suche nach irgendeinem womöglich dort versteckten Wertgegenstand. Stunde um Stunde auf den Beinen, ohne Pause, rasche, immer gleiche Gesten, Stoffe, die sie zusammenfaltete, die unter ihren Händen anonym wurden, aufgetürmt zu Bergen, bis unter die Decke. Später, wieder in Freiheit, sollte Gisella die Erinnerung an diese anonymen Wäschestapel begleiten, an den Geruch des Todes angesichts eines Kleidungsstücks, das nun für immer ohne den Körper sein würde, dem es gehört hatte. Für ihre Lieben sehnte sie sich daher nach Kleidern, Laken, Handtüchern, die nach Zuhause dufteten, gefaltet und glattgestrichen von liebevollen Händen.

Bei sich zu Hause im Vomero brachte Gisella Ordnung in die Wäsche, die ihre Anonymität verloren hatte, und in ihre Gedanken. Dabei dankte sie dem Himmel, ihr ein Zeichen geschickt zu haben. Sie hatte es gewusst. Seit dem Moment der Trennung von ihrem Sohn hatte sie es allen unablässig gesagt. Das Zeichen war die Rückkehr von Tatiana und Andra. Man hatte sie dank der Nachforschungen – ihrer Nachforschungen, von Neapel aus, an die wenige der Verwandten geglaubt hatten – in England ausfindig gemacht. Dieses Zeichen besagte nichts anderes, als dass auch Sergio am Leben war. »Vielleicht ist er in Russland,

wo sie die Jungen großziehen, für ihre Armee«, hatte sie zu Eduardo gesagt. »Er ist bestimmt bei einer guten Familie, sie werden sich freuen, solch ein hübsches Kind bei sich zu haben.« Man musste nur die Geduld bewahren und weitersuchen.

Seit ihrer Rückkehr aus Auschwitz hatte Gisella keinen Moment aufgehört, nach Sergio zu suchen. Sie hatte Dutzende Briefe an das Rote Kreuz geschrieben, an Flüchtlingszentren, an Zeitungen, an das Radio. Ermutigt und unterstützt wurde sie bei ihrer Suche von Dr. Giuseppe Parlato, ihrem freundlichen Nachbarn. Er war der einzige, dessen Verhalten ihr gegenüber unverändert geblieben war, als sich 1940 in der Hausgemeinschaft in der Via Morghen herumgesprachen hatte, dass sie Jüdin war. Sie Jüdin und ihr Sohn Jude. Und auch, wenn anfangs alles beim Alten schien, waren die Nachbarn plötzlich zerstreut und hatten es eilig, wenn sie ihr auf der Treppe begegneten. Auf einmal schienen alle im Haus etwas Dringendes zu tun zu haben, was ihren Schritt beschleunigte, um sich so schnell wie möglich mit gesenkten Augen zu entfernen, in schweigender Befangenheit – während sie und ihr Kind sich gewahr wurden, dass sie der Mauer zugelächelt hatten, das heißt nichts und niemandem, keinem, der bereit war, ihr Lächeln zu erwidern.

Ein Frost hatte sich bereits ab Ende 1938 über die Menschen gelegt und sich in den folgenden Monaten unaufhörlich ausgebreitet. Eduardo war bereits im Krieg, als ihr der Postbote am Morgen des 29. Juli 1940 den Umschlag in die Hand drückte.

Mit zitternden Fingern hatte sie ihn geöffnet, den Brief vom Gemeindeamt, Abteilung Demographie und Rasse:

An Herrn De Simone, Eduardo – Via Morghen 65 bis.

Um dem Innenminister die Einschätzung und Entscheidung über eine eventuelle Zugehörigkeit Ihres Sohnes Sergio zur jüdischen Rasse zu ermöglichen, werden Sie gebeten, der Abteilung Demographie und Rasse zur Sammlung der dafür

notwendigen Informationen innerhalb einer Woche sämtliche Dokumente und Bestätigungen vorzulegen, die Sie für die oben genannte Einschätzung als erforderlich betrachten, insbesondere folgende Nachweise:

- a) Staatsangehörigkeitsurkunde der Eltern;
- b) Taufurkunden von Kindern, die vor dem 1. Oktober 1938 ausgestellt wurden;
- c) Negativer oder positiver Nachweis der Mitgliedschaft in der israelitischen Gemeinde;
- d) Unterlagen, denen entnommen werden kann, dass bei keinem der Kinder eine nachweisbare Zugehörigkeit zum Judentum vorliegt.

Sie hatte den Schwiegereltern nichts von dem Brief erzählt. Weder Eduardos Mutter noch seinem Vater, die beide von Anfang an gegen die Heirat ihres Sohnes mit einer Jüdin gewesen waren. Gisella konnte sich die missmutige Falte um den Mund ihrer Schwiegermutter oder ihrer Schwägerin nur allzu gut vorstellen. Bei der Nachricht, man müsse nachweisen, ob Sergio Jude sei, hätte man sie mit einem schrägen Blick bedacht, hart wie ein Schlag ins Gesicht, bitter wie das lautlose »Wir haben es ja gesagt«.

»Wahrscheinlich«, hatte sie versucht, sich selbst zu beruhigen, »gibt es keinen Grund zur Sorge. Sergio kann kein Jude sein, wir sind eine katholische Familie.« Aber diese Überlegungen hatten den Knoten der Angst in ihrer Brust nicht lösen können. Schließlich hatte sie an die Tür von Dr. Parlato und seiner lärmenden, kinderreichen Familie geklopft, um die Furcht vor dem Termin bei der Polizei mit jemandem zu teilen.

»Keine Angst, Gis«, hatte Dr. Parlato gesagt. »Mit Ihrer Heirat sind Sie Katholikin geworden, Sergio ist getauft, sie können euch beiden nichts anhaben.«

Der Doktor war sich sicher, dass den Juden in Neapel nichts Schlimmes zustoßen würde. Um auch Gisella davon zu überzeugen, hatte er ihr erzählt, wovon er selber eben erst erfahren hatte. Seit Kurzem gab es eine Grundschulklasse für israelitische Kinder, nur zwei Schritte von ihnen entfernt, in der Vanvitelli-Schule. Sicher, Gisella wusste selbst, dass die Gesetze von 1938 jüdischen Kindern den Schulbesuch verboten, aber hier in Neapel hatte man einen Weg gefunden, sie zu umgehen. Natürlich, um ein paar Unannehmlichkeiten kam man nicht herum: Beispielsweise mussten die jüdischen Kinder das Gebäude eine Viertelstunde vor dem Klingeln durch einen Nebeneingang betreten, um nicht von den »Regulären« gesehen zu werden, und die Schule auch eine Viertelstunde vor den anderen Kindern verlassen. Es war auch nicht so schön, dass es für die israelitische Klasse eigene Toiletten gab, und dass sie keine Große Pause hatte, um die anderen nicht zu stören. Aber auch wenn es die Vorsicht gebot, den Wunsch nach Pausenspielen zu zügeln, ja, auch die Stimmen zu dämpfen, so gingen die jüdischen Kinder zumindest doch in eine fast normale Klasse, mit Lehrerinnen, Hausaufgaben und Prüfungen.

Wären sie nur in Neapel geblieben, wären sie nur nicht nach Fiume gezogen, dann hätte auch Sergio in die Vanvitelli-Schule gehen können – dieselbe Schule, in der auch sein Vater die Grundschuljahre absolviert hatte. Wie oft hatte Gisella das in Auschwitz gedacht. Aber ihr flößte die Stadt trotz ihres Rufes der Toleranz kein Vertrauen ein. Neapel verband sich für Gisella mit ihrer feindseligen Schwiegermutter, stets gleichgültig oder darum bemüht, wegzuschauen, immer darauf bedacht, sich jede Schwierigkeit vom Hals zu halten und den Kontakt mit jemandem zu meiden, der sie mit sich bringen könnte.

Nach ihrer Rückkehr aus Auschwitz, ohne Sergio, war das Fehlen ihres Sohnes plötzlich zu einem Thema geworden, das sogar die Neugier der teilnahmslosen neapolitanischen

Nachbarn zu wecken schien. Ihr hatte jedoch jede Motivation gefehlt, mit ihnen darüber zu sprechen. Sie hatte sich in sich selbst zurückgezogen und Sergio gesucht, in der klaren Luft der milden Wintermorgen von San Martino, dem »Balkon der Stadt«. Von dort oben blickte sie auf das wimmelnde, staubige Neapel hinunter, das sie ein weiteres Mal mit einer falschen Wärme empfangen hatte. Es tat ihr weh, zur Via Foria hinüberzusehen, auf alle die im Bombenhagel vom 4. August 1943 zerstörten Gebäude. Aber ausgerechnet angesichts dieses Gemetzels hatte Gisella sich eines Tages gesagt: Jetzt ist es vorbei. Die Steinhäufen und Balken, die in der Ferne aufragten, die Trümmer, verursacht durch zehntausend Bomben, sie konnten beseitigt, die vielen in Stücke gerissenen Leiber begraben werden. Eduardo war heil nach Hause gekommen. Ihr Leben konnte wiederhergestellt werden. Dies sagte auch das Lächeln von Mariolino, dem geliebten Sohn, den sie 1946 geboren hatte. Und wenn erst Sergio wieder da wäre, wie jetzt Andra und Tatiana, dann würde sie das Leben für immer genießen, und sie würde selbst diese Stadt genießen, die so damit beschäftigt war, an sich selbst zu denken. Wenn erst Sergio wieder da wäre und an ihre Tür klopfte, wie jetzt Mira und die beiden Mädchen. Sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass er zurückkommen würde.

II

Fiume – Nirgendwo in Sicherheit

»Meine Mutter verehrte die heilige Rita, die Hilfreiche in aussichtslosen Fällen. Als ich klein war, betete sie immer vor ihrem Bild in der Kirche von San Gennaro im Vomero, daran erinnere ich mich gut. Sie bat sie, ihr meinen Bruder Sergio zurückzubringen. Sie hat nie aufgehört, auf Sergios Rückkehr zu warten.« Mario De Simone hat seine Mutter Gisella 1988 verloren. Unter den Andenken hütet er ein Foto von ihr als junges Mädchen. Als es aufgenommen wurde, muss sie sechzehn oder siebzehn Jahre alt gewesen sein. Ihre schwarzen Haare liegen in Wellen eng um ihren Kopf, von einem Mittelscheitel geteilt, wie es in den zwanziger Jahren üblich war. Sie trägt eine Art Uniform mit großer, weißer Schürze und besticktem Kragen, genau wie die sieben anderen Mädchen auf dem Foto. Mit ihnen besuchte sie die Modistinnen-Schule in Fiume.

Ich versuche, sie so intensiv zu betrachten, wie man häufig das Porträt eines Menschen betrachtet, der nicht mehr lebt: Als wäre es möglich, in seinem Blick einen Hinweis zu entdecken, den Hauch einer Vorahnung dessen, was ihn in seinem Leben erwartet. Aber in Gisellas Augen liegt nichts als ein leichtes Lächeln, während sie sich mit der natürlichen Fröhlichkeit der Jugend, die auf das Leben vertraut, an ihre Kameradinnen schmiegt.

Mario De Simone und ich sind im Laufe der Zeit gute Freunde geworden. Wenn er mir von seiner Mutter erzählt, spart er auch die kleinen Dinge des Alltags nicht aus, die das Wesen eines Menschen ausmachen. »Sie hatte ein sonniges Gemüt, sie konnte allem etwas Positives abgewinnen«, sagt er. »Sie war sehr